

Guste

Es war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, als Anna-Dorothea, die treffliche Hausfrau eines Duhner Maurers, ihr fünftes Kind in den Armen hielt. „Wird mir dieses bleiben?“ bebte die kranke Frau. Denn es hatte ihr der Tod von den früher geborenen drei wieder genommen und nur die siebenjährige Guste war der Bräune und anderen gefährlichen Kinderkrankheiten entgangen und stand heute am Bett der Mutter, die mit Kindbettfieber schwer daniederlag. Aus klugen Kinderaugen schaute Guste auf Mutter und Brüderchen. Sie verfolgte jede Bewegung ihrer Tante, die die Mutter pflegte, so aufmerksam, als müsse sie lernen, wie man Kranke betreue. Ach, gar bald sollte sie der Tante Amt in ihren kleinen schwachen Händen halten!

Die Tante kam im Juni selber nieder mit einem kräftigen Knaben, den nannten sie August. Nun war die Mutter, die noch lange bettlägerig war, auf Guste völlig angewiesen, denn der Vater hatte Tag für Tag, Gott sei's gedankt, seine Arbeit. Er konnte nichts tun, als früh am Morgen etwas Wasser tragen, ein Stück Speck von der Speckseite im Rauchfang abschneiden für das Mittagsgericht und hernach schweren Herzens von den Seinen fort zur Arbeit gehen, nachdem er sich an Brot und aufgebratenen Klüten gestärkt hatte.

Die Guste war zwar ein kleines, wildes, ungebärdiges Dirnlein, das lieber auf Wälle und Bäume kletterte, als dass es still am Krankenbett saß, nun aber musste es die Hausarbeit tun. Früh mit dem Vater stand Guste auf und bereitete den Eltern und sich das erste Frühstück und dem Säugling den Buddel. Um das Feuer auf dem Deutschen Herde anzumachen, musste sie hinaufklettern, denn sie war noch klein und langte sonst nicht heran. Sie gab gut acht, dass sie den Flammen nicht zu nahe kam. Alle Kraft brauchte sie, um den Gropen an den Ketelhaken zu hängen, damit die Erbsen oder Bohnen mit Speck gar würden. Sie reichte der Mutter hernach die Schüssel mit Mehl ans Bett, damit jene die Klüten formen könne, die damals in Duhnen zu jedem Mittagsmahl gehörten. Die übrig gebliebenen gab es aufgebraten zum Abendbrot und am nächsten Morgen zum Frühstück. Guste machte Wasser heiß und trug es vor der Mutter Bett und die kranke Frau wusch darin die Windeln. Indessen schleppte Guste neues Wasser von der Pumpe und endlich warf sie die Kindertücher zum Trocknen über die Stachelbeerbüsche. Dann eilte sie zum Einholen in den kleinen Krämerladen.

Wenn Guste beim Einholen durch das Dorf ging, hörte sie Kinder rufen und lachen, aber sie eilte, sie hatte ja keine Zeit mitzuspielen. Zuweilen aber, wenn sie auf dem Rückweg über den Dorfplatz ging, konnte sie nicht widerstehen, setzte ihren Einholkorb ins Gras und spielte die alten Kinderspiele mit, die heute keiner mehr kennt oder die die Kinder heute doch anders spielen.

Als Guste zum ersten Mal zur Schule ging, blühte an den Hecken der Weißdorn. Sie war sechseinhalb Jahre alt. Klein-Guste hatte die Fibel unter dem Arm und ihr Herz war voll von Jubel. Die Welt barg ja so viele Wunder: Sie atmeten aus den Blüten, sie sausten mit den Winden daher, sie sahen das Kind aus dem Treiben der Erwachsenen an und sie bargen sich geheimnisvoll hinter den Seiten der Bücher, die die Mutter im Schrank liegen hatte. Guste sehnte sich danach, diesen Wundern nachzuspüren. Sie wollte lernen und Wissen sammeln. So sprang sie fröhlich den Weg zur Schule dahin, zum Dorf hinaus durch die blühenden Weißdornhecken Stickenbüttel zu, den Fußweg entlang. Und sie freute sich wie selten ein Kind, als sich die Tür zum Schulhaus vor ihr auftrat.

Klein-Guste war nicht dumm. Als sie das Schulzimmer an der Hand eines älteren Mädchens betrat, winkte der Lehrer sie heran. Sie stand vor ihm und sah ihm stracks ins Gesicht, denn sie war eine kleine mutige Deern, und die Kinderlegende vom Lehrer mit dem Rohrstock war noch nicht zu ihr gedrunken. Auf seine Frage nach ihrem Namen antwortete sie ohne zu zögern: „Ich heiße Auguste Kathrine.“ - „Höltermann“, flüsterte ihr das größere Mädchen zu.

„Ach ja“, sagte sie, „so auch noch!“ „Hast du schon eine Fibel?“ fragte der Lehrer. „Ja“, erwiderte sie, „ich kann auch schon was.“ Und sie ratterte herunter: „A,B,C,D,E,F,G“ - „Holl stopp“, rief der Lehrer, aber sie war schon bis zum „G“ gekommen. „Es ist gut“, sagte er. Der alte Herr hieß Brüning und Gustes Vater hatte schon bei ihm gelernt. Der Vater war 1834 geboren und ging die ersten zwei Jahre noch nach Döse zur Schule. Das Schulhaus war das alte lütte Huus beim Kirchhof, hernach aber kam er in die neu erbaute Schule in Stickenbüttel. Es standen sechs Bänke für Mädchen und sechs Bänke für Jungen in der Schulstube und jede Bank hatte sieben Plätze. Als Guste dazukam, waren nur je vier Bänke besetzt. Guste musste sich untenan auf die Bank setzen.

Es waren damals viele Kinder im schulreifen Alter, die nach Stickenbüttel zur Schule gehörten. Da aber noch kein strenger Schulzwang ausgeübt wurde, waren im Sommer oft nur zwanzig Kinder anwesend, jedoch im Winter waren zuweilen alle Bänke besetzt, einschließlich der „Eselsbank“. Die Kinder aus allen Altersstufen von sechs bis vierzehn Jahren saßen zwar im gleichen Zimmer, aber der Lehrer förderte die einzelnen je nach ihren Gaben und schon erreichten Kenntnissen und die waren bei allen verschieden. So erhielten die Kinder, je weiter sie waren, desto mehr Bücher zum Lernen und rückten von Fibelkindern endlich zu Bibelkindern auf. Dazwischen lagen die Stufen: Kleiner und Großer Katechismus, Rechenbuch und Gesangbuch. Wie gesagt, wer keine Lust zur Schule hatte und von den Eltern nicht zum Schulgang angehalten wurde, der blieb einfach weg, auch wer den Eltern helfen musste: Kühe hüten, Heu wenden, Kartoffeln legen, Sandtorf wenden oder anderes.

Etwas über dreißig Familien wohnten vor 1870 in Duhnen, davon waren sieben Bauern, vierundzwanzig Blinksitter, ein Zollbeamter und drei „kleine Leute“. Die kleinen Leute hatten nur etwa einen halben Hektar Land und kein Rindvieh, wohl aber ein bis zwei Schweine, Schafe oder Ziegen. Auch der Kuhhirte kam noch hinzu - das waren alle Einwohner. Sie lebten ein genügsames, einfaches Leben, was sich auch bei ihren Festen zeigte. So wurde von dem Weihnachtsfest damals noch nicht soviel „hergemacht“ wie heute. In Duhnen „brannte“ am Heiligabend nur in wenigen Häusern der Weihnachtsbaum. In Gustes Elternhaus gab es keinen, denn ihr Vater gehörte zu den ärmeren Leuten. Doch stellte Klein-Guste nachmittags einen Teller in den Hof und wartete klopfenden Herzens, bis die Mutter sagte: „Keiten Jeis war da.“ Dann holte sie ihren Teller wieder herein. Es lag darauf etwa ein Halstüchlein und ein Bilderbogen, eine Puppe, auch mal eine kleine Schäferei. Es war ein Glanz um diese Spielsachen, der mit nichts zu vergleichen war und er griff über auf das gläubige Kinderherz und erfüllte es ganz.

Wenn Guste als alte Frau, die alle Kinder klein verloren hatte bis auf einen Sohn, der zu ihrem Stolz und ihrer Freude heranwuchs, aber dann im Kriege fiel, wenn diese Frau aus ihrem einundsiebzig jährigen Leben erzählt: „Zu den größten Erschütterungen meines Lebens gehört der Augenblick, da meine Mutter mir den Glauben an das Christkindchen nahm und sagte: „Es kommt kein Keiten Jeis, wir müssen selber die Geschenke kaufen, wer weiß, ob es uns dieses Jahr dazu reicht.“ Selten im Leben habe Guste so bitterlich geweint wie damals, aber später doch erfahren, dass das Christkind dennoch als Heilsbringer, Tröster und Helfer lebt. Wie hätte sie auch sonst dereinst all ihr Mutterleid ertragen sollen!

Klein-Guste stand aber doch jährlich unter einem Christbaum. Ihre Freundin, die Zöllnertochter, holte sie herüber zu ihren Eltern. Dort bekam sie auch Äpfel und Nüsse geschenkt.

Der Winter war für die Bauhandwerker, die dann lange nichts verdienen konnten, besonders schwer. Wer nicht beim Krämer anschreiben lassen wollte, der musste von dem leben, was er aus der eigenen Wirtschaft hatte. Gustes Eltern hatten auch allerlei eigenen Roggen, den sie mahlen ließen und selbst im Küchenbackofen zu Brot verbackten, wenn sie nicht gleich beim

Müller backen ließen. Der hatte damals einen eigenen Bäckergehilfen angestellt. Manchmal siebte die Mutter auch das Roggenmehl aus und backte Feinbrot daraus, das war ein seltener Feiertagsschmaus. Später, als es den Eltern wirtschaftlich besser ging, kauften sie auch gelegentlich Weizenmehl und backten Stuten oder Pfeffernüsse, letztere im eisernen Schrankofen in der Stube.

Auch ein Schwein schlachteten die Eltern und hatten so Fleisch, Speck und Schinken und Schmalz. Ein Schaf, das der Hütejunge im Sommer mit in die Heide genommen hatte, brachte Wolle und jährlich ein Lamm, welches dann im Herbst verkauft oder geschlachtet wurde. Beide Eltern strickten für sich und die Kinder Handschuhe und Strümpfe aus der Wolle, die die Mutter zuvor gesponnen und gefärbt hatte.

Roggenkaffee brannte die Mutter im Winter selbst und fügte Zichorien hinzu. Was die Mutter aber nicht hatte war Öl für die Lampe, Seife, Salz, Zucker, Graupen, Tabak zum Priemen, Essig und Bohnenkaffee. Das musste vom Krämer geholt werden und zwar auf Borg im Winter, es konnte erst im Sommer bezahlt werden.

Einmal war die Mutter in großer Sorge. Das Geld war alle und die Steuern waren noch nicht bezahlt. Was nun? Die Steuern betragen vierteljährlich 75 Pfennig. Woher das Geld nehmen? Klein Guste watete durch den Matsch, aus dem im Winter die Wege im Dorf bestanden. Es gab damals in Duhnen noch kein Steinpflaster, außer ein aus Felsen gepflastertes Viereck vor den großen Dielentüren und vor den kleinen Seitentüren. Schon blieb Guste ein Holschen im Dreck stecken. Da bückte sie sich und fand im Modder eine ganz verdreckte Geldbörse. Wie lange mochte sie dort schon stecken? Guste brachte sie der Mutter. Es waren dreizehn Groschen darin. Ein Vermögen! Gottlob ließ sich kein Eigentümer finden, so dass sie den Fund behalten durften.

War es abends dunkel, so brannte die Ölfunzel. Im Herbst steckte noch ein Baumwolldocht im Öl. War der aber verbraucht und das Geld war alle, so holte Guste Binsen von den Rändern der Weiden, spaltete sie und gewann aus ihnen einen brauchbaren Docht für bescheidene Ansprüche. Nach 1870 kamen auch in Duhnen die Petroleumlampen auf. Ja, so war es „Anno Achtzehnhundert und Krug“, als die Buddels noch keen Mood warnn.

Im Jahre 1870 während des deutsch-französischen Krieges hatte der Vater auch im Winter Arbeit, das Fort bei der Kugelbake wurde gebaut und er arbeitete mit an der Schanze. Es war so kalt, dass ihm der Kaffee gefroren wäre, hätte er ihn mitgenommen. Da ging das kleine Mädchen tapfer in Sturm und Kälte mittags auf dem Deich zur Kugelbake und brachte ihm im Korb wohlverpackt den Kaffee, den er gleich trank. Darum musste sie aber eine halbe Stunde früher aus der Schule fortgehen.

Wie aber war es in früheren Zeiten?

Auf den Straßen in Cuxhaven und im Flecken wurden bei Dunkelwerden die Petroleumlampen angezündet. Die Straßenlaternen standen auch längs des Deiches und gaben ein schummeriges Licht. Aber in den umliegenden Dörfern brannten noch keine Laternen, weil es dort keine gab und wer den Weg von Döse nach Duhnen abends nicht im Dunkeln finden konnte, wer etwa fürchtete, beim Pastorenhaus in die Pfützen zu treten oder gar in den Graben zu geraten, der trug sein eigenes Laternchen mit sich, in dem ein Talglicht brannte. Nun, in Cuxhaven und im Flecken war es noch mäßig hell in den Straßen, auch konnte man sich sicher fühlen, der Nachtwächter ging umher und sah überall nach dem Rechten. Er wachte darüber, dass sich kein Feuer ausbreitete und wo er einen Brand entdeckte, da stieß er laut und warnend in sein Horn.

In den Läden konnte man alltags und auch sonntags den ganzen Tag lang bis abends zehn Uhr einkaufen, Ladenschluss gab es damals nicht. Im Laden hing eine Petroleumlampe von der

Decke, die leuchtete zugleich in das Schaufenster. Weihnachten gab es beim Einkauf eine Zugabe von zwei Talgkerzen oder einem Neuruppiner Bilderbogen und wenn es hochkam, gab es noch einige Zigarren.

In den Wintern, die strenger waren als wir unsere heutigen empfinden, lag das Watt oft voller Eisschollen. Bei Sonnensinken leuchtete dann die winterliche Pracht wie ein Funkeln und Blitzen neben dem sanften bläulichen Glanz des beschneiten Strandes, wie man es sich nicht schöner denken kann.

Vereistes Watt - nun ist der Sommer ferne,
da Sonnenglut auf deinem Sande lag,
da dich der nackte Fuß mit Lust betrat.

Verwaistes Watt - nun spiegeln sich die Sterne
auf Eisesflächen, drum sich Schollen schieben.
Ungangbar ist des Krabbenfischers Pfad.

Verfallen ist die Burgenstadt am Strande,
es trägt das Watt Eiskönigs Burgenpracht.
Die Möwen fliegen über See und Lande
und leise sinkt schneehelle Vollmondnacht.

Unter den Strohdächern der Dörfer schoben bei Sonnenuntergang die Mütter Heidtorfsoden in die Wandöfen, so dass die Küche hell vom Glutschein wurde und die Katze erschreckt aus der Nähe des Ofens floh. In der Döns aber wurde die Tranfunzel entzündet, die am Krüselhaken von der Zimmerdecke hing. Der Trankrüsel wurde mit Brennöl gespeist, ein Docht aus gespaltenen Binsen reckte sich trübe brennend empor. Ärmere Leute nahmen statt des guten Brennöls Seehundsfett oder Tran vom Bruunfisch. Um das Licht dieses Lämpchens, das nahe dem Wandofen hing, sammelte sich bald die Familie. Die Mutter trat das Spinnrad, leise schnurrte es mit der bunten Katze um die Wette, während sich langsam die wirbelnde Spule füllte. Mutters Hände waren flink und geschickt, sie drehten den Faden fein glatt und eben, ob sie nun Wolle oder Flachs spann. Vaters Hände ruhten aber auch nicht. Wenn sie nicht Netze knüpften oder flickten oder Rietsticken schnitzten, dann bewegten sie die Stricknadeln und fertigten wollene Strümpfe für sich und die muntere Kinderschar. Die Kinder aber spielten auf dem Fußboden oder hatten den Katechismus auf den Knien oder die Fibel und übten das Lesen so gut es eben ging bei dem schummrigen Licht. Vielleicht saß noch ein Großvater neben dem Ofen und schmökte oder eine Großmutter hielt ihre Füße auf der Fүүürkiek, hielt das große Umschlagetuch fest um die Schultern und horchte auf den Sturm, der um das Haus sprang. Auf dem Wandofen stand die tönernerne Kaffeekanne und schmorten die Bratäpfel. Dann legten die Kinder ihre Schulaufgaben beiseite und die Ahne erzählte von den Zwergen, die im Galgenberg wohnen und in Schaarmoor, von der goldenen Wiege, die noch keiner hat heben können, obwohl jeder weiß, wo sie vergraben liegt, und von dem Spitzbuben, der mit dem Bauern eine Wette einging und sie gewann. Sie wusste auch viel weise Sprüche und viel belehrende Geschichten von tőrichten Leuten, die den pfiffigen Betrügern unterlagen. Sie konnte uralte Kinderreime summen und lustige einfache Rätsel aufgeben.

Professor Schwindrazheim

Es war im Jahre 1893 oder 1894, da brachte die Postkutsche einen kleinen beweglichen Herrn aus Altona mit nach Duhnen, der stieg in Diederichs Gasthof ab und mietete ein Zimmer.

„Keen weer dat?“ fragten die Bauern den Wirt. „Das ist ein Professor aus Altona“, sagte der Wirt, „der will ein Buch schreiben von Ritzebüttel, und Duhnen soll auch darin vorkommen.“ „So, so, ein Buchschreiber. Wir dachten schon, es könnte auch ein Maler sein, zwei so dwatsche Leute liefen hier ja voriges Jahr herum.“ Damit beruhigten sich die Einwohner des Dorfes.

Aber es kam dann doch so, dass der Professor Schwindrazheim, denn der war es, mit Augen durch das Dorf ging, wie sie die Maler hatten, dass er überall Schönheiten entdeckte, wo andere Leute nichts fanden als gelbe oder grünschillernde Strohdächer, als staubige Wege zwischen Bauerngehöften, als anrollende Wogen, die reiches Strandgut brachten oder glatte schlafende See, die mit leeren Händen kam und sachte wieder hinwegglitt. Der Fremde aus Altona hatte oft ein Lächeln und er konnte erzählen so voller Humor, da hörten die Bauern gerne zu, die bei Diederichs in der Gastwirtschaft saßen. Er horchte auch auf, wenn sie erzählten und sie verstanden einander gut. Aber trotz dieser vernünftigen Eigenschaften holte er doch auf seinen Spazierwegen zuweilen sein Skizzenbuch aus der Tasche und begann mit Bleistift oder bunten Pastellkreiden die untergehende Sonne zu skizzieren, das Watt, das er nicht nur braun sah, sondern in unendlich wechselnden Farben, die Häuser, wie sie sich hinter den Dünen duckten, die Kornfelder und die Heidehügel. Es ist doch sonderbar - sonst ein ganz verständiger Mann - aber dann wieder so voller Absonderlichkeiten!

Er blieb eine Weile, man konnte ihn manchmal mit dem alten Buchhändler Rauschenplat und dem Dichter Joen Kruse im Rosengärtchen hinter Diederichs Haus sitzen sehen oder des Morgens beim Frühstück in der Gastwirtschaft. Bei solcher Gelegenheit war er wie andere Menschen und man konnte gut mit ihm reden. Der Wirt stand oft bei ihm und sprach mit ihm. Da trug es sich einmal zu, dass ein großer älterer Herr im langen Paletot mit Schirmmütze, die Hände auf dem Rücken, vor dem Haus auf und ab spazierte. Da trat der Wirt dicht an den Professor heran und flüsterte, indem er mit dem Zeigefinger erst auf den Fremden wies, dann aber eine kreisförmige Bewegung vor seiner Stirn machte: „Dat is 'n Sommergast!“ Er fand offenbar, dass ein Städter, der an einen Ort zur Kur kam wo es weder Kurhaus noch Kurkapelle gab, im Oberstübchen nicht ganz richtig sein müsse.

Ach, der arme verkannte Sommerfremde. Vielleicht war er gar der Entdecker und somit der Wohltäter des jetzigen Badeortes.

Professor Schwindrazheim, der damals für seine „Schlendertage in Cuxhaven - Ritzebüttel“ Studien machte, fuhr auch nach Neuwerk und wohnte in dem Haus des Leuchtturmwärters Berg und logierte in einem ganz kleinen Zimmerchen. Es war dort sehr nett. Er bekam zweimal soviel Bütt vorgesetzt als er essen konnte, so dass Frau Berg böse wurde und meinte, er möge ihre Bütt wohl nicht.

Einmal fand der Professor eine tote Seespinne am Strand und als er sie vorzeigte und fragte, was das sei, sagte Frau Bergs Bruder barsch und ärgerlich: „De hört hier gor nich her!“ Und damit war die Sache abgetan.

Ein Lehrerehepaar war damals auch auf der Insel, das erzählte, als der Professor ihnen von der Fata Morgana sprach, die er am Weserdeich von Arensch und Berensch gesehen hatte, dass dergleichen hier öfter vorkäme und dass scheinbare Riesendampfer sich beim Näherkommen als kleine Kohlendampfer erwiesen.

Es ist wundervoll auf Neuwerk, besonders auf dem Vorland, wo über den Brutstätten der Möwen tausend dieser Vögel mit wildem Geschrei den einsamen Wanderer verfolgen und einzelne, wenn sie Gefahr für ihre Brut vermuten, plötzlich auf ihn herunterstoßen.

Im Jahre 1894 erschienen dann die „Schlendertage in Cuxhaven - Ritzebüttel“ von Professor Oskar Schwindrazheim. Er ist noch manches Jahr in Duhnen gewesen und hat stets seinen

Zeichenblock mitgebracht und die Pastellstifte. Vor Jahren hatten in Hamburg Professor Schwindraheim und seine Schüler anlässlich einer gemeinsamen Weihnachtsfeier zu einer Ausstellung eingeladen. Da hing unser liebes Duhnen in so vielfacher Beleuchtung! Die winterliche Elbe, vereiste Ufer und Schiffe schlossen den Reigen. Der Mann, der den ersten „Sommerfremden“ von Duhnen hat anstauen dürfen, und der ein Buch schrieb über unsere Gegend, er hat Ritzebüttel nie vergessen und äußerte in seinem letzten Brief an Duhner Freunde: „Hoffentlich komme ich mal wieder in die so liebe Ecke da draußen.“

Strandgeschichten

Ist wohl auch Seemannsgarn dabei?

Eine Leidenschaft liegt den Duhnern im Blut - das Stranden. Im Jahre 1310 wurde wegen Seeraubes Klage geführt gegen die Einwohner von Steinmarne, Duhnen und Stickenbüttel. Des Landes Schultheißen, Schöffen und Gemeinden stimmten dem Vertrag mit Hamburg zu, dass der Schuldige zur Verantwortung gezogen werden solle, der einen der Kaufleute beraubt oder sonst geschädigt habe. Er solle des Landes verwiesen werden, bis er den Schaden gutgemacht habe. Seit jener Zeit und wer weiß, wie lange vor dieser Zeit schon, blies kein Sturm aus dem Westen, bei dem nicht die Duhner nach Strandgut spähten. Zuweilen segneten die Götter ihren Strand, und Balken, Kleinholz und Stücke der Ladung gestrandeter Schiffe trieben an. Oft aber lagen verlassene Havarieschiffe auf den Sänden, und Duhner, Neuwerker und Stickenbüttler fuhren hinaus, zu bergen und zu retten, was ihnen erreichbar war. Der Zollschuppen nahm auf, was sie hereinbrachten. Dort lagerte es, bis sich der Eigentümer meldete. Erhob dieser jedoch keinen Anspruch, um den Bergelohn zu sparen, so ging nach drei Jahren Frist das Geborgene in den Besitz des Bergers über, der dafür dem Landesherrn den Zoll zahlen musste. So war es damals und so ist es noch. Nur die Zollsätze haben sich geändert. Strandholz unter zwei Meter Länge darf der Berger zollfrei behalten.

Gewiss hat die vor dem Aufblühen des Bades noch recht arme Bevölkerung der genannten Dörfer das Feuerholz und Bauholz und auch Teile der Ladung nur zu gut gebrauchen können, auch besonders den Bergelohn in bar. Aber noch mehr als die Not trieb sie ein gewisser Ehrgeiz auf die unruhige See, dem Nachbarn zuvorzukommen oder es ihm doch gleichzutun in der Verachtung der Gefahr, in der Menge des Eingebachten, - ja, auch zuweilen im Überlisten der Zollwärter! So viele Reize bargen diese Herausforderungen dem mutigen Mann, dass er oft sein Leben dafür riskierte.

Wir wollen nicht vergessen, dass die Strandbewohner Menschenleben gerettet haben durch die Hilfe, die sie Schiffbrüchigen brachten, und auch nicht, dass Menschen aus den Stranddörfern dabei umkamen.

Im Wrackmuseum in Stickenbüttel hängt der Text eines Gebetes der Küstenbewohner mit einer Erklärung dazu.

„Wir bitten Dich, o Herr,
zwar nicht, dass Schiffe stranden
und umkommen im Heulen des Sturmes
und Rasen der See -
aber wenn es schon Deinem Ratschluss gefällt,
sie stranden zu lassen,
dann, o Herr, führe sie an diesen Strand
zum Wohle der armen Bewohner dieser Küste.“

Solche und ähnliche Gebete waren bis Anfang des 19. Jahrhunderts überall an den europäischen Küsten zu hören. Ein gestrandetes Schiff wurde als großmütiges Geschenk der See betrachtet und im wilden Eifer das antreibende Strandgut zu bergen, machten sich die Küstenbewohner wenig Gedanken um das Los der unglücklichen Schiffbrüchigen.“

Es ist in Duhnen oftmals im Herbst das Wort gesprochen worden: „Hoffentlich läuft bald mal ein schönes Weihnachtsschiff auf Sand, wir haben sonst gar nichts zum Kuchenbacken aufs Fest.“ Die Frauen guckten an Sturmtagen sehnsüchtig aus, ob gar keine Aussicht sei, dass ihre Männer braunen Zucker, Mehl und Schmalz heimbrächten von verlassenen Schiffen. Auch Salzheringe waren beliebt, die wässerte man etwas und hängte sie über den Kesselhaken in den Rauchfang.

Nicht, dass die Frauen den Seeleuten den Tod gönnten! Unendliche Male hatten die Duhner ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt Schiffbrüchige zu retten. Aber die Duhner kannten keine weiche Rücksichtnahme, keine zartfühlende Rede. „Wat den een sien Uul, is den annern sien Nachtigall“. Sie hatten Gewinn vom Unglück der Schiffer. Sie verdienten Bergelohn und sie behielten wohl auch zuweilen herrenloses Gut, ohne den Zoll dafür zu zahlen. Alles konnten die Zöllner nicht sehen und merken! Unerschrocken waren die Duhner. Sie mochten es, in Gefahren um für sie wertvolles Gut zu ringen, das daheim die Armut lindern hülfe. Hart gegen die Mitmenschen - hart gegen sich selbst! Wie sagte doch der Hirte auf dem Döser Deich 1907? „Die Schiffe sind nun alle aus Eisen, wovon sollen wir armen Strander jetzt leben?!“

Ach, immerhin geschah viel vor der Elbmündung und die Schiffe sind unzählbar, die seit langem im Mahlsand eingesogen liegen.

Sturm an der Nordsee 1936

Wenn die Kurgäste sommers am Strand liegen und sich sonnen, rauscht die See leise und zahm zu ihren Füßen. Dann breitet sie sich, ein himmelblauseidenes Tuch, von flachen Wellen leicht gekreppt, in blendendem Lichte aus. Kinder waten mit nackten braunen Beinchen hinein, und in der Ferne ziehen die Schiffe.

Ist es dasselbe Meer, das am vorigen Sonntag und an diesem Dienstag gegen unsere Küsten schlug? Das brüllend den Strand überflutete und aus den Plattenwegen schwere Steine herausriss, das Uferbefestigungen zerstörte, Straßen überflutete, Deiche brach und Schiffe verschlang? Wie Rauchsäulen wehten Spritzwolken über die Düne, grau und zerflatternd. Brüllend hoben sich schwere Wogen, sie kamen daher in endloser Folge, stürzten gegen das Ufer und zerstoben. In nassen Armen trugen sie Balken und Strauchwerk, schenkten der einen Küste, was sie der anderen geraubt.

Am Orkansontag standen die Menschen dicht an unserem Strand. Letzte Herbstferiengäste, einige Neugierige aus der näheren Umgegend und dann die Ortsansässigen, bärtige Fischergesichter, Bauern, das Angesicht von der Sonne gebräunt und gegerbt von Stürmen, klare Seemannsaugen hinausschickend in die Ferne. Die Frauen mit wehenden Locken, Kinder an beiden Händen, Jugend gegen den Wind lachend angestemmt, mit wilder trotziger Freude das gewaltige Schauspiel betrachtend. Viel Lachen war an Land, wenn Wellen die Schuhe der Unvorsichtigen netzten, wenn Männer Mädchen über die überfluteten Straßen trugen, wenn Jungen ausglitten und pudelnass wieder aufstanden. Schäumend zogen haushohe Wogen heran. Und über der See stand lange ein weiter Regenbogen.

Aber Tote schluckte die See am letzten Dienstag. Wie wenig Rettung konnte der Mensch dem Menschen bringen! Die Flut ebhte den ganzen Tag nicht, des Nachts aber donnerten die

Wogen, und der Donner des Himmels grollte dazwischen. Grelle Blitze flammten auf und erloschen, schwarz und dröhnend schlugen die Wasser gegen das Land. Vor unseren Küsten kenterte Feuerschiff ELBE 1. Hagel und Regen gingen schwer hernieder.

Im Binnenland aber sitzen die Badegäste in ihren warmen Häusern am Radio, hören die Sturmmeldungen und sagen: „Du liebe Zeit, solchen Sturm hätten wir auch mal miterleben mögen.“ Freilich, der Sturm gab ein gewaltiges Schauspiel, aber auf See war er unerbittlich schrecklich, und mancher - wie die gesamte Besatzung des Feuerschiffs - hat dort den Sturm nicht überlebt, kehrt nie mehr nach Hause zurück.

Kröte und Schmetterling

„Mutter, Mutter, sieh nur“, rief ein junges Mädchen in aufgeregtem Ton, „die schreckliche Kröte sitzt schon wieder im Hauseingang, was machen wir bloß mit ihr?“

„Man soll niemals einer Kröte etwas zu Leide tun, die in eine menschliche Behausung kommt“, sagte die Angesprochene, „früher hieß es, sie soll Glück bringen und tut man ihr etwas zu Leide, so erstirbt das Glück mit ihr, das war der Volksglaube.“

„Wir wollen sie gleich wieder in den Wald bringen!“ Und so geschah es. Vorsichtig wurde das hässliche Geschöpf auf eine Schaufel gehoben, in einen Korb getan und fortgeschafft. Im Wald kroch es gleich unter eine hochliegende Baumwurzel, aber der nächste Morgen fand die Kröte schon auf einer kleinen Waldwiese. Sie saß auf einem winzigen Hügel von Moos und sonnte sich. Doch selbst der goldene Strahl des Sonnenlichts, der sonst alle Gegenstände verschönt und wie mit glänzendem Zaubernetz umspinnt, diente nur dazu, die Hässlichkeit des garstig erscheinenden Tieres noch mehr zu betonen.

Es war ein hübsches Plätzchen, das sie sich ausgesucht hatte, Tau blitzte noch auf den Gräsern und Halmen, köstlicher Waldesduft schwebte darüber und vermischte sich mit dem von Thymian und wilden Rosen; prächtige Falter flatterten hin und her, schillernde Käfer krochen über die moosige Fläche, blaue Glockenblumen bewegten sich leise und nun erscholl das Läuten der Kirchenglocken aus dem nahen Dorf. Es war Sonntag. Die Kröte saß noch auf dem Hügel und blinzelte mit ihren blöd erscheinenden Augen in die Sonne. Einige Kinder kamen des Weges.

„Oh, seht die hässliche Kröte, welch ein Abscheu erregendes Tier!“ riefen sie und machten einen weiten Bogen. Dabei scheuchten sie einen schönen Schmetterling auf, der sich nun erschreckt an einen Halm klammerte, gerade der Kröte gegenüber.

„Wie sehr bedaure ich dich, du armes Tier“, rief der Falter, nachdem er sich etwas von dem Schrecken erholt hatte. „Bist du nicht zuweilen traurig wegen deines Aussehens?“

„Ich weiß, dass ich garstig bin“, sagte die Kröte gelassen, aber der liebe Gott hat mich nun eben so erschaffen und ich muss damit zufrieden sein. Ich bin es auch.“

„Wie kann das möglich sein?“ erwiderte der Schmetterling, „der Gedanke an die Hässlichkeit allein könnte mir schon Kopfschmerzen bereiten. Ich könnte es nicht ertragen so abschreckend hässlich zu sein!“

„Wohl möglich“, versetzte die Kröte, „dennoch würde ich nicht mit dir tauschen wollen. Ich gebe zu, deine Schönheit ist auffallend, aber wie lange währt sie überhaupt, dein ganzes Leben lang? Ein kurzer Tag und es ist beendet und deine Schönheit fliegt wie Staub in alle Winde.“

„Mein Leben ist zwar kurz, aber glanzvoll und genussreich“, rief der Schmetterling. „Was bietet dir das deine? Du lebst einsam, verachtet und von allen gemieden.“

„Nicht bei meinesgleichen“, entgegnete die Kröte, „und dann bleibt mir immer der Gedanke an die großartige Vergangenheit meiner Vorfahren. Was weißt du von den deinen?“

Vermutlich gar nichts, aber die meinigen leben fort und fort in Sage und Lied. Ich entstamme

einem uralten Geschlecht. Es gab stärkere darunter als die Menschen, sie hausten in alten Schlössern und auf Felsen. Die schönsten und lieblichsten Jungfrauen wurden ihre Beute und sie kämpften mit Göttern und Rittern. Sie bewachten Schätze von Gold und Juwelen und ihr Atem war eine rote, versengende Feuerflamme.“

„Woher weißt du das alles?“ fragte der Schmetterling neugierig.

„Von meiner Großmutter und die hat es von der Urahne vernommen, die lebte dreizehnhundert Jahre in einem großen Moor. Eine lange Zeit, nicht wahr, du kleiner, bunter Schmetterling?“

„Wie alt bist du eigentlich?“ fragte dieser verwundert.

„Ich werde auch bald dreihundert Jahre alt sein und lebe mit meinen Nachkommen auf diesem gesegneten Fleckchen Erde. Ich liebe es so, dass ich mir einbilde, der Schutzgeist desselben zu sein. Ich kannte die Leute, die hier früher wohnten und ich kenne fast jeden Winkel in jedem Haus. Ich könnte viel erzählen, viele dunkle Geschichten und Gerüchte aufklären. In den Tiefen der Erde sehe ich verborgene Schätze. Tief in dem feuchten, sumpfigen Grund, wo das Mönchskloster versunken, flimmert es von goldenen und silbernen Geräten. Niemand ahnt es. Den unterirdischen Gang von der Stadt bis zur Burg, ich kenne seinen Eingang und Ausgang. Wie haben die Menschen diese gesucht und doch nie gefunden. Jetzt ist das alles vergessen und verschüttet, ich allein bin die Wissende.“

Sie schwieg.

„Ich verstehe nicht alles, was du sprichst“, sagte der Schmetterling endlich, „doch es hört sich gut an. Wie viel sind aber drei Jahrhunderte, wohl gar so viel wie drei Schmetterlingsleben?“

„Du kannst den Begriff von Zeit und Raum nicht fassen, armes kleines Ding“, antwortete die Kröte mitleidig, „ich aber, ich begreife, was das Wort sagen will: Vor ihm sind tausend Jahre wie ein Tag! Ich hörte es noch kürzlich, als ich während des Gottesdienstes in der alten Kirche dort war. So hässlich wie ich bin, ich bleibe doch ebenso gut wie du mit deiner Schönheit ein Beweis der göttlichen Allmacht und Weisheit. Es ist nur ein Wahn zu glauben, dass es auf die äußere Hülle ankommt.“

„Du warst in der Kirche?“ fragte der Falter ungläubig.

„Ja, während der Predigt und nachher streifte ich an den efeubewachsenen Gräbern vorbei. Oh, ich kannte alle, die da ruhen. Nun sind sie tot und begraben, aber sie leben doch noch oben im Licht und in der Klarheit und hier unten auf Erden in der Erinnerung.“

„Das ist wieder zu hoch für mich“, sagte der Schmetterling, „doch sprich, was ist das eigentlich mit der Erinnerung? Kannst du mir nicht sagen, was sie bedeutet?“

„Sie verklärt oftmals die trübe Vergangenheit und verklärt die dunklen Augenblicke der Gegenwart“, antwortete die Kröte, „man kann Totes und Lebendes in der Erinnerung festhalten. Hast du denn niemals wieder an eine Blume zurückgedacht, die dir einmal ihren Kelch geöffnet und dir ihre Gunst gespendet und an deren süßen Duft du dich berauscht hast?“

„Wie sollte das möglich sein“, sagte der Schmetterling, „ich umschwebe jede Blume, die mir auf dem Lebenspfade begegnet, aber kaum bei der zweiten angelangt, habe ich die erste schon vergessen.“

Dann blickte er nach der Kröte – die aber war verschwunden.

„Sonderbar“, rief der Falter, „wo sie nur geblieben sein mag? Sollte wirklich die Fabel Wahrheit enthalten, dass eine Kröte sich durch ein weißes Steinchen unsichtbar machen kann? Vielleicht war sie selbst eine verzauberte Prinzessin und harret der Erlösung durch den Ruf eines Prinzen? Wenn ich's nur nicht sein soll! Was für fantastische Reden und Dinge sie durcheinander schwatzte, ich kam mir ganz dumm und einfältig vor. Fort von hier, fort aus dem Bereich der Hässlichkeit!“

Und der prächtige Schmetterling hob die schimmernden Flügel und flatterte davon, dem Licht, der Sonne entgegen.

Alle sieben Jahre
1937

Alle sieben Jahre, sagt man, ändere sich der Mensch, jedenfalls aber erneuere sich innerhalb sieben Jahren der Körper völlig, so dass auch nicht ein bisschen mehr von dem Menschen vorhanden sei, der er vor sieben Jahren gewesen, sondern ein völlig neuer Mensch in der gleichfalls erneuerten Haut des gleichen Namensträgers stecke, so dass nichts als Name und Herkunft die alten geblieben seien. Darüber lässt sich freilich streiten, ein Geheimnis bleibt stets, wie denn Charakter und Anlagen könnten trotz allem beständig geblieben sein; sieben Jahre umschließen jedenfalls einen gewaltigen Entwicklungsvorgang. Dieser nachdenklichen Erörterung beschreibe ich nun Sibylles Leben in Etappen.

Als das Kind geboren war - es war ein kräftiges und hübsches Kind - brachen die Freundinnen der Mutter in Entzückensschreie aus, so oft man es in das Wohnzimmer trug, um es bewundern zu lassen - da hatte es freilich noch kaum ein Seelchen, viel weniger Verstand oder Erfahrung, noch Charakter. Die goldblonden Haare standen wie Flaum um das rosige Köpfchen und die Händchen griffen ins Leere. Strampelnde Beine stießen alles von sich, was Umwelt hieß, und nur der Mutter Brust bot Halt und Geborgenheit, Nahrung und Erquickung. Anders war es, als sieben schneeweiße Winter wie Schwäne über Ostpreußen geflogen waren. Ein liebliches Mädchen schmiegte sich an den Bruder. Auf ihren kastanienbraunen Locken lag noch ein goldener Schimmer. Es war eine Welt von Wundern um sie, das Grün der ragenden Wälder, der schwankenden Farne, das duftende Blau der Leberblümchen und Veilchen, das helle Gold der Himmelsschlüssel, saftiger Purpur reifer Himbeeren, dunkle Herbe kühler Blaubeeren, wilder Knaben rohes Gebaren, unheimliche Männergestalten auf den Straßen, warme Mutterliebe daheim, Honigkuchen, Christkerzen und die liebe Welt der Puppen, des Bruders vertraute Kameradschaft, kleiner Freundinnen Lieder und Spiele. Erste Pflichtgemeinschaft der Schule mit kaltem Müssen und Tadel scheidet sie vorübergehend von der sicheren Geborgenheit im Elternhaus. Das kleine Mädchen ist seiner Umwelt, der trauten und der harten fremden, ganz ausgeliefert, hilflos hingegeben. Was nutzt Widerstand, die Welt gehört den Großen und eigenen Willen dürfen nur sie haben. Die Hilflosigkeit gibt aber auch eigenen Charme und die Großen bringen dem andersartigen Geschöpf Liebe entgegen. Eigene Regungen sind ihm Furcht und Flucht, Zuneigung, Mitleid und Freude. Ein starker Kinderglaube flüchtet sich zu Gott.

Sieben mal zwölf Monde flogen wie Zugvögel über das Land. Sibylle und ihr Elternhaus trugen sie in andere Orte und Gegenden, die Elbmarschen bergen viele Kleinstädte, eine wird Sibylles Heimat. Sibylle fallen die Kleider schon eine Handbreit über das Knie. Sie ist lang aufgeschossen, ihre Glieder sind ungelent. Das Gesichtchen ist herbe, fast ein wenig zerquält. Lange schwarze Zöpfe fallen über die Schultern, dunkle Brauen runden sich über Augen, die sich scheu zu Boden senken oder trotzig drohend erheben. Das Gemüt ist sonder Gleichmut, fern von Harmonie. Glauben wollen und Zweifel reißen das Mädchen hin und her, Furcht vor dem Leben und Verlangen nach ihm, Zweifel an Gottes Dasein und Sehnsucht nach seiner Liebe, Misstrauen gegen Freundschaft und ein Einsamkeitsgefühl, das Freundschaft sucht, lockende Aufgaben für junge Kräfte und zagendes sich nicht getrauen. Der Bücherschrank wird durchstöbert, jedes Buch von der ersten bis zur letzten Seite durchforscht nach Erkenntnissen, vergebens. Neue Zweifel steigen aus allen Blättern auf, neue Sehnsüchte. Tränen und Trotz sieht der Rosenstrauch im Garten, eine süße Schlawheit liegt in allen Gliedern, an denen sich wie in dem jungen Geist ein Wachsen und Strecken vollzieht. Ein Heranreifen zu unbekanntem Ziel.

Sieben Sommer zogen vorüber wie unruhvolle Träume, und nach den letzten folgt ein hell Erwachen. Es ist plötzlich alles so klar und licht, die Mutter ist noch da, die gute, ruhevoll-

und der Vater ist da, bodenständig, sicher und voll strenger Ritterlichkeit, der Bruder stürmt an ihr vorbei ins Leben, seinem Sehnsuchtsbilde nach, sie aber steht und breitet die Arme: Welt, du bist so schön. Sie fühlt sich leicht und frei und jung, allen Aufgaben gewachsen. Ihr Auge leuchtet, ihr schwarzes Haar wellt sich glänzend um den Scheitel, liegt ihr in vollem Knoten im Nacken. Sie ist schlank und rank und sicher in jeder Bewegung, aber noch nicht selbstbewusst. Sie empfängt noch mit Dankbarkeit jede Huldigung, die ihrer Jugend gilt. Sie ist stolz und demütig zugleich. Es sind keine Zweifel mehr in ihr. Die Welt ist gut, Gott ist gut, Sonne liegt über ihrer Zukunft.

Sieben Jahre verhalten wie frohe Schritte auf festen Wegen, über denen die Lerchen ziehen. Sibylle steht im Beruf, Pflichten liegen auf ihren Schultern. Ihre Haut ist gebräunt, ihre Hände sind breiter und härter als zuvor, Mühen, Sorgen, Not und Leid sind ihr nicht mehr fremd, weder bei sich noch anderen. Ihr Mund schließt sich fester, die Augen sehen Wirklichkeiten, nicht Träume. Doch ist etwas Unerfülltes in ihnen, das durch Schleier blickt. Und ein Kampf hebt zuweilen die breitere Brust, der Kampf mit dem Ich, dem kein „Du“ sich erschloss. Gefangene Kräfte ringen um Freiheit, drängendes sich Opfern wollen pocht im Herzen. Beherrschtheit drängt alles zurück, nur nachts quält es zuweilen so wunderbar und scheucht den Schlaf.

Sieben Jahre schlossen sich wie zugeschlagene Türen. Aber Fenster stehen offen, durch die hellste Sonnenflut rinnt. Im Kinderzimmer steht Sibylle, ein blondes Bübchen hängt an ihrem Rock, Zwillingstöchtern bietet sie die vollen Brüste. Ihr Antlitz ist gerundeter, wunschloses Glück liegt auf ihren Zügen, wenn ihr Gatte mit schweren Arbeitstiefeln ins Zimmer tritt und sich über die Kinder beugt. Reich ist sie trotz der Armut des Raumes, nie auszuschöpfendes Glück ist um sie.

Sieben Jahre rollten vorüber wie Wagen, beladen mit Hochzeitsgut. Nun bringen ihr die Kinder ihre Schulaufgaben, ihr Spielzeug, Blumen und junge Tiere. Es ist alles jung um sie, es lacht alles und zwitschert, jauchzt und flötet, und wenn sie graue Fäden im schwarzen Schläfenhaar bei sich entdeckt, lächelt sie ungläubig. Ihr Mann und sie kämpfen harten Lebenskampf für sich und ihre Brut, aber die Kleinen merken es nicht, und die Eltern vergessen selber täglich die Mühen über dem Lachen. Seliges Wiedergeborenwerden im Kind, Glück der zweiten Jugend!

Sieben Jahre wuchsen empor wie Bäume, stehen nun und schirmen dein Heim, Sibylle! Die deinen sind um dich, und du bist ihnen Zuflucht und Ruhepol. Du gibst Kraft und Zuversicht, dein Wort gilt, du gibst Antrieb und Stütze. Alle bauen sie auf dich, du aber baust auf Gott. Dein Haar wird bleich, Sibylle. Was tut's. Es werden, so Gott will, noch oftmals sieben Jahre vergehen und dich wandeln. Du wirst zuletzt müde und still werden und sie werden dich in die Erde betten und du wirst wie eine Schmetterlingspuppe im Sarge ruhen. Wohl dir, wenn einst die Seele gleich einem Falter aus der Puppe steigt. Das wird deine letzte Wandlung sein, Sibylle.